

Heinz Vater

Lebenslauf

Studia Germanica Gedanensia 33, 337-343

2015

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Lebenslauf¹

Ich wurde am 29.7.1932 als Sohn des Kaufmanns Max Vater und seiner Ehefrau Herta geb. Weißmann als ältestes Kind geboren. Es folgten meine Schwester Ursula (geb. 8.2.1934) und mein Bruder Wolfgang (geb. 9.11.1941). Da meine Mutter Jüdin war und meine Schwester und ich nicht gleich nach der Geburt christlich getauft worden waren, wurde



Max Vater



Herta Vater

meine Familie auf Grund der 1935 erlassenen Nürnberger Gesetze als (nichtprivilegierte) „Mischehe“ eingestuft. Jeder von uns hatte einen anderen Status: Mein Vater war „Vollarier“, mein Bruder Wolfgang, der gleich nach der Geburt christlich getauft worden war, war „anerkannter Mischling ersten Grades“, meine Schwester Ursula und ich waren „Geltungsjuden“² und meine Mutter war „Volljüdin“. Hier gilt Shakespeare's Ausspruch „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode“ (Hamlet II,2, in der Schlegelschen Übersetzung). Diese Klassifizierung bedeutete, dass nach Ausbruch des Krieges nur mein Vater und mein Bruder Wolfgang volle Lebensmittelkarten bekamen, während meine Mutter, meine Schwester und ich die mit „J“ überstempelten Lebensmittelkarten bekamen, auf die es außer kargen Brot- und

¹ Zuerst erschienen in: VATER, Heinz (2010): *Linguistik und deutsche Grammatik im Fokus. Ausgewählte Schriften* (= *Studia Germanica Gedanensia* 20, Sonderband 4; hrsg. von Andrzej KaŃny). Gdańsk, 14–19. Die hier abgedruckten Bilder wurden von der Redaktion hinzugefügt.

² Die evangelische Taufe im Herbst 1935 reichte – da sie nicht gleich nach der Geburt erfolgt war – nicht für die Anerkennung als „Mischling ersten Grades“, wohl aber für die Aufnahme in die Mischlingsschule.

Margarinerationen so gut wie nichts gab. Auch sonst mussten wir alle mit den Rassegesetzen verbundenen Demütigungen und Benachteiligungen erleiden. Wir mussten unseren Radioapparat abgeben, meine Mutter, meine Schwester und ich durften keine Verkehrsmittel und keine Parkbänke benutzen und mussten ab 1942 den Judenstern tragen. Die normale Volksschule durften meine Schwester und ich nicht besuchen. Nach kurzem Aufenthalt in der jüdischen Schule in der Rykestraße im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg besuchten meine Schwester und ich eine „Mischlingsschule“ in Berlin, in der nur christlich (katholisch oder evangelisch) getaufte Kinder aufgenommen wurden.³ 1942 wurde – zusammen mit allen jüdischen Schulen – auch die Mischlingsschule geschlossen; jeder Schulunterricht war uns untersagt.

Meine Schwester und ich wohnten nach Schließung der Berliner Mischlingsschule wieder bei meinen Eltern, die uns Hausaufgaben (im Wesentlichen Rechen-, Schreib- und Leseübungen) erteilten, damit wir das bereits Gelernte behielten und stabilisierten. Dabei ist zu erwähnen, dass nur meine Mutter eine höhere Schule (ein Lyzeum) besucht hatte,



Mit den Geschwistern in Frankfurt/Oder

während mein Vater nur eine dörfliche Grundschule besucht hatte und später eine kaufmännische Ausbildung absolvierte. Als Handlungsreisender hat er sich immerhin im Selbststudium recht gute Französisch- und Italienischkenntnisse beigebracht. Meine Großmutter Netty (Nissel) Weißmann, die bei uns wohnte, wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert, von wo sie nach Auschwitz kam. Wir haben sie nie wieder gesehen. Die Trennung von unserer Großmutter, die wir alle sehr liebten, war ein harter Schlag. Spielgefährten hatten wir nicht, da den Nachbarskindern das Spielen mit uns streng verboten war. Die Eltern der meisten Kinder waren Nazis oder Mitläufer. Nur Frau Bosinski, die aus Schlesien stammte und (im Gegensatz zur überwiegend protestantischen Umgebung) katholisch war, hielt zu uns. Da uns das Radiohören verboten war und „Tante Bo“ (wie alle Kinder sie nannten) wusste, dass wir Musik mochten, ließ sie uns oft nach einem Blick aus unserem Küchenfenster, um zu sehen,

³ Der offizielle Name dieser Schule war, soweit ich mich erinnere, „Familienschule“; Lehrer und Schüler waren christlich getaufte jüdische Mischlinge. Soweit mir bekannt ist, gibt es keine Dokumentation über diese in jeder Hinsicht einzigartige Schule, in der die (größtenteils mit dem Judenstern versehenen) Schüler katholischen bzw. evangelischen Religionsunterricht hatten. Die unteren Klassen der Schule waren in der Brüderstraße, die oberen in der Schloßstraße untergebracht.

ob „die Luft rein war“, über eine Hintertreppe in ihre Wohnung.⁴ So hörten wir Silvester 1943/44 bei Tante Bo die „Fledermaus“. Außer Tante Bo gab es noch einen jungen katholischen Priester, Johannes Raabe, der uns von Zeit zu Zeit besuchte und uns Bücher brachte – was streng verboten war –, z.B. antike und deutsche Sagen von Gustav Schwab.

Anfang Februar 1945 erreichte die Rote Armee Frankfurt-Oder und nahm die Stadt – die zur Festung erklärt worden war – unter ständigen Beschuss. Da schon im Februar die auf der anderen Oderseite gelegene Dammvorstadt eingenommen wurde, konnten die Russen von dort das Stadtzentrum und die Gubener Vorstadt, wo wir wohnten, beschießen. Trotzdem blieben wir da, als die Stadtbevölkerung Anfang Februar evakuiert wurde. Mein Vater errichtete uns im Keller ein Versteck (mit Schlafstellen und Lebensmitteln, die uns das Überleben ermöglichten). In der Nacht vom 22. zum 23. April rückte die Rote Armee ein und die furchtbare Verfolgung durch die Nazis hatte ein Ende. Wir hatten zwar, wie alle anderen verbliebenen Bewohner, kaum etwas zu essen; die städtische Wasserversorgung war zusammengebrochen und wir mussten Wasser aus einem Brunnen holen, aber wir waren frei. Es dauerte ein halbes Jahr, bis wir wieder Schulunterricht (in der Grundschule) hatten und nochmals ein halbes Jahr, bis das Gymnasium – die Karl-Liebknecht-Oberschule – wieder eröffnet wurde und meine Schwester und ich die Genehmigung zum Gymnasiumsbesuch bekamen, wo wir auch tatsächlich schon nach ca. einem Jahr den Anschluss schafften. Jahre sollten jedoch vergehen, ehe wir völlig ungezwungen und freundschaftlich mit den anderen Schülern umgehen konnten. Wenn einem jahrelang eingehämmert wurde, dass man ein Mensch zweiter Klasse ist, wird einem die plötzliche Freiheit und Gleichberechtigung zum Problem – wohl ähnlich wie die erste Mahlzeit für einen völlig Ausgehungerten.

Im Jahr 1951 legte ich mein Abitur in der Karl-Liebknecht-Oberschule in Frankfurt/Oder ab und studierte von Herbst 1951 bis Sommer 1955 an der Humboldt-Universität in (Ost-)Berlin Germanistik. Da gerade im Jahr 1951 in der DDR das „Ein-Fach-Studium“ eingeführt worden war, konnte ich kein Nebenfach studieren. Dafür hatten wir eine ganze Reihe obligatorischer Lehrveranstaltungen: Marxismus-Leninismus (M-L), Russisch, Sowjetliteratur, Sport und Deutsche Geschichte. Ich besuchte aber auch Vorlesungen in Allgemeiner Sprachwissenschaft, was mir später von Nutzen war.

Nach meinem (mit „sehr gut“ bestandenen) Staatsexamen holte mich der Direktor des Instituts für deutsche Sprache an der Deutschen Akademie der Wissenschaften in (Ost-)Berlin, Prof. Dr. Wolfgang Steinitz, als Assistent an die Akademie. Ich arbeitete zunächst beim „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“, dann in der neu gegründeten Arbeitsstelle „Strukturelle Grammatik“, zusammen mit Wolfdietrich Hartung; Manfred Bierwisch (später einer der führenden deutschen Linguisten), Karl-Erich Heidolph, Wolfgang Motsch und Renate Steinitz.⁵ Wir hatten die Aufgabe, uns in den linguistischen Strukturalismus einzuarbeiten, der damals infolge der Vertreibung deutscher Linguisten durch die Nazis in Deutschland nahezu unbekannt war. Dabei war ein Besuch des bekannten strukturellen Linguisten Roman Jakobson ausschlaggebend, der 1957 einer Einladung von Prof. Steinitz nach Ostberlin gefolgt war. Wir hatten uns gut vorbereitet und waren imstande, mit

⁴ Uns gegenüber wohnte eine „Nazisse“, vor der wir uns in Acht nehmen mussten.

⁵ Später kamen weitere prominente Linguisten wie Ewald Lang und Wolfgang Ulrich Wurzel dazu.

Prof. Jakobson eine interessante Diskussion zu führen, in der wir viel von ihm lernten und die auch ihm offenbar Vergnügen bereitete. Schon kurz danach (1958/59) stieß Manfred Bierwisch auf Noam Chomskys 1957 erschienenes Buch „Syntactic Structures“, das die Generative Grammatik inaugurierte, und bat uns eindringlich, das Buch zu lesen (wie er das Exemplar beschafft hatte, weiß ich nicht). Wir waren alle von dem Buch begeistert. Damit hielt die Generative Grammatik ihren Einzug in Deutschland, paradoxerweise in der DDR, die sich so sehr gegenüber allen aus dem Westen kommenden Bestrebungen abschottete. Erst später verbreitete sich diese wichtigste theoretische Richtung der modernen Linguistik auch in Westdeutschland, woran ich auch (durch die Organisation des 1. Linguistischen Kolloquiums für Generative Grammatik in Hamburg-Harburg 1966) Anteil hatte.

Inzwischen war die politische Situation in Ostberlin für mich unhaltbar geworden. Ich war nach langer „Bearbeitung“ durch Studienkollegen in die Sozialistische Einheitspartei (SED) eingetreten, hatte aber einige Male kritisch meine Meinung geäußert, was alles notiert und mir noch Jahre später vorgehalten wurde. Mehrmals wurde ich von einer achtköpfigen Parteikommission verhört. Ich beschloss zu fliehen, wollte aber erst das Ende meiner Promotion abwarten. Meine Dissertation, die ich im Frühjahr 1961 an der Humboldt-Universität eingereicht hatte, war von den Gutachtern (Prof. Dr. Wolfgang Steinitz und Prof. Dr. Alexander Isačenko) mit der Bestnote „summa cum laude“ beurteilt worden, mein Rigorosum hatte ich schon (mit „sehr gut“) bestanden, nur die öffentliche Verteidigung stand noch aus; sie war auf den 6. Oktober 1961 festgesetzt worden. Da kam „die Mauer“, die Absperrung der Grenze zum Westen am 13.8.1961, dazwischen. Ich benutzte die einzige Möglichkeit zur Flucht, als ich am Sonntag, 24.9.1961, an einem Einsatz der „Betriebs-



Heinz Vater in Hamburg (Oktober 1968)

kampfgruppe“ in der Bernauer Straße an der Berliner Sektorengrenze, teilnehmen musste. Wir mussten Bewohner der Grenzhäuser ausquartieren. Bei dieser Gelegenheit sprang ich aus einer Wohnung im 1. Stock, verletzte mich schwer (Fersenbeinbruch, Prellungen, Verletzungen am Kinn), war aber nun plötzlich in Westberlin in Freiheit. Ich kam ins Rudolf-Virchow-Krankenhaus, wo mich bald mein Kollege Mittring besuchte, der zu den wenigen Mitarbeitern der Akademie gehörte, die weiterhin in Westberlin wohnten (später wurde allen, die nicht nach Ostberlin ziehen wollten, gekündigt). Herr Mittring – als gläubiger Christ ein Gegner des SED-Regimes – fragte mich, was er für mich tun könne. Ich sagte ihm, er könne mir meine Doktorarbeit bringen, die ich bei guten Freunden in Ostberlin sichergestellt hatte. Er holte die Arbeit, nahm das Deckblatt heraus, um Grenzposten gegenüber sagen zu können, dass es sich

um seine eigene Arbeit handle, an der er zu Hause weiterarbeiten müsse, und brachte sie mir. Ich konnte sie später in Hamburg neu einreichen. Diesem Mann verdanke ich sehr viel!

Noch während ich im Krankenhaus lag, bekam ich durch Vermittlung meiner früheren Ostberliner Kollegin Ruth Römer – sie wurde später eine (vor allem durch ihr Buch über die Werbesprache) bekannte Germanistik-Professorin – eine Stelle im Forschungsprojekt „Aktueller deutscher Wortschatz“ bei der Gesellschaft für deutsche Sprache, die damals ihre Geschäftsstelle in Lüneburg hatte (später wurde sie nach Wiesbaden verlegt). Die Ergebnisse des Projekts, das Dr. Oskar Buchmann bis zu seinem Unfalltod im Dezember 1963 leitete und das ich dann weiterführte, wurden 1974 von Gertrude Harlass und mir in den Forschungsberichten des Instituts für deutsche Sprache veröffentlicht. Ich reichte Ende 1962 an der Universität Hamburg meine Dissertation ein, die von Prof. Dr. Hans Hartmann (Allgemeine Sprachwissenschaft) und Prof. Dr. Werner Simon (Germanistik) mit „summa cum laude“ bewertet wurde. Das Rigorosum legte ich 1962 in drei Fächern ab: in Allgemeiner Sprachwissenschaft, Germanistik und Philosophie (wo ich meine Berliner Logik- und Marxismus-Studien einbringen konnte). Die Dissertation erschien 1963 beim Niemeyer-Verlag unter dem Titel *Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch* in erster und 1979 in zweiter Auflage. Im Mai 1964 bekam ich eine Assistentenstelle bei Prof. Hartmann am Institut für Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft. Da ich gleichzeitig das Lüneburger Forschungsprojekt zu Ende führen musste, pendelte ich bis zum Spätsommer 1965 zwischen Lüneburg und Hamburg. Im Sommer 1969 wurde ich an der Universität Hamburg mit einer Habilschrift über *Dänische Subjekt- und Objektsätze* habilitiert, die 1973 im Druck erschien.

Schon zwei Jahre vor Abschluss meines Habilverfahrens sicherte mir die Indiana University (IU) eine Stelle als Associate Professor für germanistische Linguistik zu, die ich nach Abschluss meiner Habilitation im Herbst 1969 antrat. Ich zog nach Bloomington / Indiana, wo es mir wegen des netten Kollegiums und des regen Kulturlebens in Bloomington (das sogar über eine Oper auf dem Campus verfügte) sehr gefiel. In Bloomington heiratete ich 1971 Jytte Heine, die am gleichen Institut als dänische Lektorin tätig war. Wir hatten an sich die Absicht, in den USA zu bleiben (wir hatten beide Immigration Visa), aber als ich 1972 eine C4-Professur am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Universität zu Köln bekam, zogen wir nach Deutschland. Ich war zunächst an der IU für ein Jahr beurlaubt und bekam 1973 eine Verlängerung für ein weiteres Jahr, doch dann nicht mehr, so dass ich die Professur an der IU ganz aufgab.

An der Universität zu Köln habe ich als Leiter des Lehrstuhls Deutsche Sprachwissenschaft Lehre und Forschung in ganzer Breite vertreten: Ich hielt Vorlesungen, unterrichtete Pro-, Haupt- und Oberseminare, nahm Staatsexamina, Magister- und Doktorexamina ab. Neben der Betreuung eigener Doktoranden und Habilitanden nahm ich als Mitglied von Promotions- und Habilitations-Kolloquien auch an der Betreuung und Prüfung von Doktoranden und Habilitanden am Institut für deutsche Sprache und Literatur und an anderen Instituten teil. Da rund 6000 Studenten Germanistik studierten (von denen ca. 4500 ihr Studium aktiv betrieben – die anderen waren Karteileichen), hatte ich stets 70 bis 90 Studenten in den Proseminaren des Grundstudiums und 50 bis 150 Studenten in den Hauptseminaren. Nie kam ich mit den angesetzten zwei Stunden Sprechstunde aus; meist waren es zehn Stunden, manchmal zwanzig Stunden, zumal ich mit Examenskandidaten und Promovenden immer Einzelbesprechungen verabredete.



In Diskussion mit Prof. Winfried Boeder

Da ich zur Vor- und Nachbereitung der Vorlesungen und Seminare stets ca. 20 Stunden pro Woche in der Vorlesungszeit und ca. 40–50 Stunden in der „vorlesungsfreien Zeit“ benötigte und zudem viel administrative Zeit mit der sogenannten „akademischen Selbstverwaltung“ (Institutsleitung, Kommissionsarbeit) verbrachte, blieb während des Semesters nur sehr wenig Zeit für Forschungsarbeit übrig, die daher zu ca. 90% auf die Semesterferien verlagert wurde. Immerhin gelang es mir, in der Zeit bis zu meiner Emeritierung etliche Bücher und ca. 100 Aufsätze zu publizieren, größtenteils in meinen Spezialbereichen Phonologie, Nominalphrasensyntax, Semantik der Determination sowie Temporal- und Modalsemantik. Zusätzlich – und im Zusammenhang mit meinen Lehrveranstaltungen – arbeitete ich mich auch in Text- und Psycholinguistik ein.

1986–1988 war ich Vorsitzender der *Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft* (DGfS). Von 1972 bis 2002 war ich Mitherausgeber der prominenten im Niemeyer-Verlag (Tübingen) erscheinenden *Reihe Linguistische Arbeiten*, von 1975 bis 1997 Mitherausgeber der *Reihe Studien zur deutschen Grammatik* (Verlag Narr, später Stauffenburg, Tübingen) und von 1978 bis 1997 alleiniger Herausgeber der *Reihe Kölner Linguistische Arbeiten – Germanistik (KLAGE)*. 1989 begründete ich zusammen mit Wolfgang Kühlwein die Reihe *Fokus* beim WVT Trier, in der unter anderem die Vortragsbände von mehreren Kolloquien zur Modalität erschienen. Zu Gastvorträgen bzw. Vorträgen auf Konferenzen war ich in Frankreich (Metz, Nantes, Nizza und Paris), Italien (Rom, Bergamo, Bologna und Pisa), Großbritannien (Manchester und Newcastle), Spanien (Sevilla, Vitoria), Polen (Gdańsk, Lublin, Poznań, Rzeszów, Toruń, Warschau, Wrocław), Dänemark (Kopenhagen, Aarhus), Norwegen (Bergen, Kristiansand, Oslo, Trondheim), Schweden (Lund), Finnland



Als Gastprofessor im Ausland

(Helsinki, Jyväskylä, Savonlinna, Tampere, Vasa), Russland (Moskau, Smolensk), Litauen (Kaunas, Vilnius), Lettland (Riga, Ventspils), in den Niederlanden (Amsterdam, Groningen, Nijmegen) und den USA (Berkeley, Bloomington, Buffalo, Chicago, New York, Stanford, Tucson) sowie in Argentinien (Buenos Aires) und Brasilien (Porto Alegre, Rio de Janeiro, San Salvador, São Paulo).

Im Jahr 1997 wurde ich emeritiert, war aber noch fünf weitere Jahre in Lehre und Prüfungen an der Universität zu Köln aktiv. Seit 1980 hatte ich Gastprofessuren an der Université de Paris VIII, an der KUL (Lublin) und an den Universitäten Warschau, Poznań, Wrocław, Szczecin, São Paulo, Kaunas und Szeged. Von der Universität Szeged wurde ich am 11.11.2009 mit der Verleihung des Dr. h.c. geehrt. Meine Hauptgebiete in Forschung und Lehre sind Phonologie, Nominalphrasensyntax, Valenz, Raum- und Zeitlinguistik, Textlinguistik und Psycholinguistik (Schwerpunkt: mentales Lexikon).

Heinz Vater